



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

---

Die Schwarzen lieben ihre Kinder sehr und sorgen auch für deren Zukunft, obgleich der eigentliche Herr und Gebieter über Hab und Gut seiner Untertanen der **Häuptling** ist. Es ist daher im Kaffernlande gar nicht ratsam, erheblichen Reichtum aufzustapeln, denn jeder Reiche darf überzeugt sein, daß über kurz oder lang eine Anklage gegen ihn erhoben wird, die zur Folge hat, daß er als schuldig erklärt und sein ganzes, mühsam erworbenes Habe dem König zugesprochen wird.

(Vorlesung folgt.)

## Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatten Geheimboten, dem König Dini-zulu, der seit längerer Zeit in Maritzburg weilte, alles hinterbracht, was sich im Königsraale zugetragen: Nomjiba, die Perle des Zuluvolkes, sei nach der kathol. Missionsstation Emoheni entflohen, dort weile auch Prinz Sageni, beide seien Christen, ja selbst Dhlavela, der Kronprinz, zeige eine ganz bedenkliche Vorliebe fürs Christentum usw. — Die Folge war, daß der König sofort einen seiner angehörenden Räte mit dem Auftrage beauftragte, Nomjiba schleunigst von der Missionsstation zurückzuholen.

Letzterer aber, ein brutaler Heide, rechnete sich diesen Auftrag zu hoher Ehre an. Er nahm einen Gefüngs-genossen als Begleiter mit, eilte nach Emoheni und verlangte dort stürmisch die sofortige Rückkehr Nomjibas. Der P. Missionär wußte, daß hier Widerstand nur geschadet hätte und willigte daher, wenn auch schweren Herzens, ein, daß Maria bis auf weiteres zurückkehre. Diese warf noch einen langen, schmerzlichen Blick auf die trauten Missionsstation, wo sie so hohe Gnaden und Segnungen empfangen hatte, und machte sich dann mit den beiden schwarzen Kriegern, die stets ein scharfes Auge auf sie hatten, auf den Weg, heim nach dem heidnischen Königsraal.

Kaum hatten sie die Missionsstation hinter sich, als sich der erste Induna in gebieterischer Haltung vor sie hinstellte mit der Forderung, ihre christlichen Kleider abzulegen. Als Erstes bot er ihr ein Brust- und Vendentüchlein an, wie es die heidnischen erwachsenen Mädchen zu tragen pflegen. Mit tiefer Entrüstung weist Maria dieses Anstünn von sich. Die beiden Heiden gebrauchen Gewalt und wollen ihre Hände fesseln; da ruft ihnen die schwarze Prinzessin die drohenden Worte zu: „Wer gibt euch das Recht, mich so zu behandeln? Ich sage euch, die Assegais meiner Brüder werden sich blutig färben, wenn ihr nicht auf der Stelle von mir ablasst!“

Das wirkte; erschrocken ließen die Männer sie los. Maria schritt in stolzer Haltung vor ihnen her, während sie schweigend in ernsten Gedanken folgten. Es kam die Nacht, die sie mitten im Walde zu bringen mußten. Maria tat bald, als schlaf sie fest, während sie in Wirklichkeit bloß die Stunde abwartete, bis ihre sorglos gewordenen Hässer tief eingeschlafen waren. Dann empfahl sie sich dem Schutz der göttlichen Vorsehung, ihrer großen Patronin, der allerseligsten Jungfrau, und ihrem hl. Schutzen, schlich sich leise vom Lagerplatz weg und eilte wie ein gescheutes Reh in den großen, dunklen Wald hinein! Stunde um Stunde arbeitete sie sich durch das wilde Gefüpp hindurch, zeitweilig auf Händen und Füßen kriechend, bis sie endlich ganz er schöpft zusammenbrach.

„Sprich nicht von des Feuers Wüten,  
Nicht vom Zorn der wilden Hässer,  
Nicht vom Göttergroll: die Menschen sind  
Sind der Menschen wilde Hässer.“  
(Webers Dreizehnlinde.)

Wer beschreibt den Ärger und den Verdrüß der beiden Männer, als sie erwachten und die Gefangene nicht mehr bei sich erblickten! Was konnten sie anders denken, als sie sei geraden Weges zur Mission zurückgekehrt? Also zurück nach Emoheni! Sie fordern von P. Roussel die Herausgabe des Mädchens. Dieser erklärte gelassen, Maria sei nicht zurückgekommen und läßt sie, da sie ihm nicht glauben wollen, alle Räumlichkeiten durchsuchen. Endlich ziehen die beiden Hässer in wildem Zorn und mit lautem Verwünschungen ab. Sie eilten heim, die Sache im Königsraale zu melden.

Und Maria? — Diese hielt sich einige Tage mitten im Wald in einer Höhle versteckt, betete und vertraute auf Gott. Furcht kannte sie nicht; sie war das Leben in der Wildnis schon gewohnt. Ihren Durst stillte sie aus dem neuen Bach, suchte einige Waldeeren und freute sich, in ihrer Lebensweise den alten Einsiedlern ähnlich zu sein, deren Legende sie gehört hatte. Zuletzt aber eilte sie doch wieder der Missionsstation zu und erzählte ihrem geistlichen Vater von den Abenteuern, die sie durchgemacht hatte.

Der Friede war von kurzer Dauer. Nach vierzehn Tagen erschienen abermals Boten aus dem Königsraale; sie kamen diesmal zu dreien und waren beritten. Auch brachten sie einen Brief vom Prinzen Sageni (Johannes); er lautete folgendermaßen:

„Buya, dade wetu, komme zurück, Schwester, komm' ohne Verzug! Die Kunde von deiner Taufe ist zu den Ohren des Königs gekommen und er will nicht zugeben, daß du in der Stadt der Abelungu (Weizen) weilest. Du sollst hier im Königsraale gefangen gehalten werden, bis er selbst zurückkommt. Ich selbst aber soll, falls ich nicht meine Kleider und meinen christlichen Namen ablege, vom Vaterhause fortgejagt und als ein Verstoßener betrachtet werden. Drum komme bald, damit ich dich noch einmal sehe! Dhlavela, unser Bruder, ist im Herzen schon Christ und wartet bloß auf eine günstige Gelegenheit, es offen zu bekennen. Auch Fischi, deine kleine Schwester, freut sich sehr auf dich! Ich habe sie heimlich schon in vielem unterrichtet, und auch sie will getauft werden. Sala kahle, lebe wohl!

Dein Bruder Johannes.

Der Brief war für Maria ein großer Trost. Na-mentlich freute sie sich über Dhlavela, der ja in Wahrheit ebenfalls Christ werden wollte, und die kleine Fischi wollte sie das nächstmal zur Missionsstation mitnehmen; denn die abermalige Flucht stand schon jetzt in ihrem Herzen fest. Vorläufig allerdings mußte sie heim; die Boten drängten zum Aufbruch. Man bot ihr ein Pferd an, das sie mutig bestieg. Der jüngste der Männer führte das Pferd am Zügel, die beiden andern ritten rechts und links; an eine Flucht war da nicht zu denken. —

Im Königsraale begegnete Maria nur finsternen Ge-sichtern. Bald erschien der älteste der königlichen Indunas (Beamten) und erklärte, der König habe ihm volles Recht über sie eingeräumt und befohlen, sie im Königsraal gefangen zu halten. Seine erste Forderung sei, daß sie nun sofort die christlichen Kleider ablege und sich mit Perlenschmuck bekleide, wie es sich für eine Prinzessin des Zuluvolkes gezieme.

„Du magst mich töten“, erwiderte Maria stolz, „doch diese Kleider lege ich nicht mehr ab, solange noch ein Atem in mir ist!“

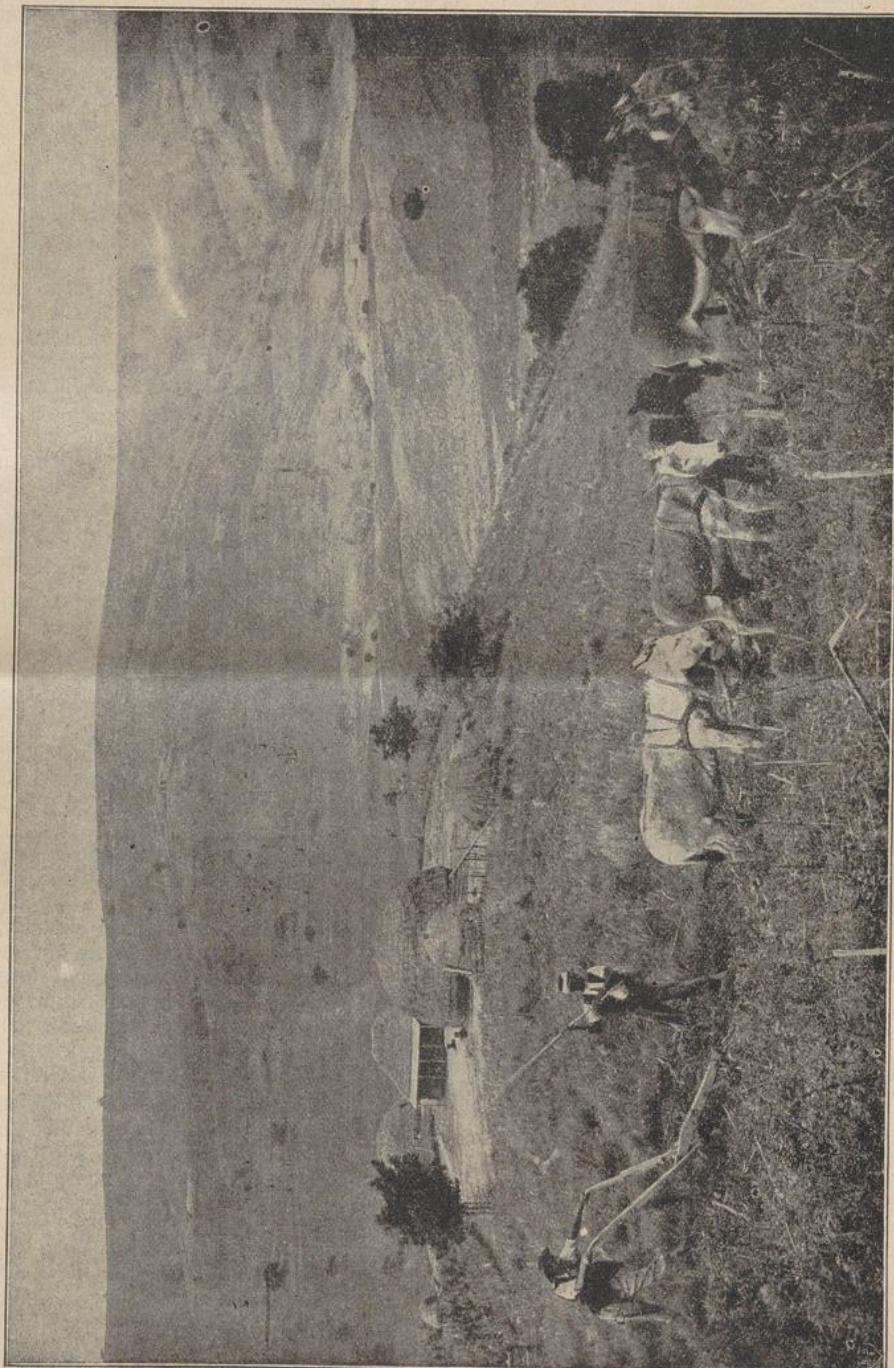
„Wie?“ ruft der heidnische Induna wütend vor Zorn, „du, ein schwaches Mädchen, willst mir trocken? Leg' die Kleider ab oder stirb!“ Mit diesen Worten erhebt er drohend seinen Aßagai und setzt ihr dessen scharfe Spize auf die Brust.

Das heldenmütige Mädchen aber steht furchtlos da, blickt ihm vorwurfsvoll in die Augen und sagt: „So stoße zu, wenn du kannst!“ — Das hat der stolze Heide nicht erwartet, er lässt den Speer sinken und wendet sich beschämt ab. —

Maria wurde in eine Hütte gebracht und daselbst an einem Pfahl angebunden. Zeitweilig kam ein Kaffernweib und brachte ihr etwas zu essen, schlich sich aber sofort wieder ängstlich davon, um ja nicht von der „christlichen Zauberin“ verhext zu werden. Mit Freuden bemühte dieses Alleinsein ihre kleine Schwester Fischi. Viele Stunden lang saß diese neben ihr, tröstete sie und sprach von ihrem Verlangen, ebenfalls getauft zu werden, wie sie und ihr Bruder Johannes; auch betete sie zuweilen die Gebeikchen vor, die sie von jenem gelernt hatte und bat um weiteren Unterricht.

Johannes selbst kam zeitweilig zu Maria, doch nur am späten Abend, und sprach ihr Mut zu. Einmal erschien auch Dhlavela. „Halte mich für keinen Feigling, Schwester“, begann er, „weil ich mich den ganzen Tag nicht vor dir sehen lasse und erst jetzt komme, da alles

in tiefem Schlafe liegt. Ich tue das aus List; das Volk darf nicht gar zu argwöhnisch auf mich werden, sonst ist mein ganzer Plan vereitelt. Tag und Nacht zerbreche ich mir den Kopf, wie ich dich und Johannes retten und auch meine eigenen Fesseln sprengen kann, denn ich habe



Christliche Kaffern in Mariannahill das Feld pflügen.

dieses heidnische Leben satt und will sobald wie möglich Christ werden. Doch ich hoffe, der Tag unserer Erlösung ist nahe. In Wälde wird der Sohn eines unserer angesehendsten Indunas Hochzeit halten, und darauf bau ich meinen Plan. Die ganze Männerwelt und Hunderte

von Mädchen und Frauen werden nach dem Kraale des Bräutigam ziehen, und die Spiele, Tänze und Trifflage werden mehrere Tage dauern. Nichts könnte für unsere gemeinsame Flucht günstiger sein als das! Doch vorläufig heißt es schweigen und den rechten Moment abwarten!

In Marias Herz war ein neuer Hoffnungsstern aufgegangen, und inniger als je bestürmte sie den Himmel mit Bitten, daß er doch den Plan Dhlavelas segnen möge. Still und langsam, für ihr ungefährtes Herz nur allzu langsam, flossen die Stunden und Tage dahin. Zeitweilig kam im Auftrage der Indunas eine alte Wahrjagerin zu ihr, um ihr die Rache der amadhlozi, der Geister der Vorfahren, anzukündigen, falls sie nicht ihren Sinn ändere, dem Christentum abschwören und den Geistern ihrer Väter opfere. Doch Maria kümmerte sich nicht um diese Gauflerin; die Alte mochte ihre Zauberformeln murmeln, ins Opferfeuer blasen und den Huduschwanz auf- und niederschlagen, solang sie wollte, Maria betete ruhig in der Stille weiter. Aehnlich verhielt sie sich, wenn einzelne Neugierige ihrer Hütte nahten, um zu sehen, was die Perle des Zulustamnes in ihrer Einsamkeit mache.

Tief im Wald verbirgt der franke Hirsch sich vor des Tages  
Glüten,  
Sei's, um einsam zu genesen, sei's, um einsam zu verbluten.

(F. W. Weber, Dreizehnlinde.)

Endlich nahte das genannte große Hochzeitsfest. Schon längst hatte man große Vorbereitungen getroffen, mehrere Ochsen wurden geschlachtet und in allen Hütten wurde massenhaft utschwala (Kaffernbier) gebraut und in gewaltigen Krügen nach dem Festplatz geschafft. Dhlavela selbst warf sich in reichen Perlenschmuck und gab sich anscheinend einer tollen Freude hin, sodaß die Räte des Königs mit Genugtuung meinten, endlich sei der böse Zauber, den seine Schwestern über ihn ausgeübt, gebrochen und er sei wieder ganz einer der ihrigen geworden. Johannes natürlich hielt sich ferne; man fand das bei ihm, dem Christen, keineswegs auffällig; um so leichter gelang es ihm, alles für die nächtliche Flucht zu ordnen und herzustellen.

Es ist Mitternacht; da huschen drei dunkle Gestalten dem nahen Urwald zu. Es ist Dhlavela, Maria und Johannes. An einsamer Stelle stehen drei Pferde bereit, sie sitzen auf, und nun geht's wie im Fluge dahin! Die Pfade sind ihnen längst bekannt. Wohin fliehen die drei? Nach Emoneni? Nein, dort ist keine Sicherheit für sie, das haben sie längst erkannt, sie reiten hinüber nach Natal, passieren einen Wasserlauf nach dem andern und haben nur ein Reiseziel im Auge: die große Missionsstation Maria-n-hill!

(Schluß folgt.)

### Dingindawo, der Verlassene.

Von Br. Gerold Heller.

(Fortsetzung.)

Dingindawo weilte also hier, auf unserer Missionsstation Czenstochau. Bruder Eduard, unser Krankenwärter, nahm sich seiner in gewohnter Liebe und Pflichttreue an; doch wie er ihm die alten Lappen von den Füßen nimmt, erfaßt ihn ein jähres Schrecken. Ach, der Ärmste hat ja keine Zehen mehr; alles an ihm ist nur eine Wunde! Dazu der entsetzliche Geruch, wahrhaftig wie der einer schon in starke Verwesung überge-

gangenen Leiche! Der Bruder war an vieles gewöhnt, hatte in seinem langjährigen Dienst schon viele Kranken gepflegt und schwere Wunden behandelt, aber so etwas hatte er noch nicht gesehen. Er mußte sich unwillkürlich etwas entfernen, denn es wandelte ihn ein starker Brechreiz an.

Raum hatte er den Kranken wieder verbunden, so eilte er zu den beiden Missionären mit der Meldung: Dingindawo hat den A u s j a z und zwar schon in sehr vorangeschrittenem Grad! Es ist höchst gefährlich, ihn hier zu behalten, denn die Sache ist ansteckend!"

Was nun? Die beiden Väter saßen lange in ernster Beratung beisammen, den unerhörten Fall nach allen Seiten hin besprechend. Soll man die Sache bei der Regierung anzeigen? Das ist an sich gesetzliche Pflicht. Dann aber muß der Mann nach dem über 160 Kilometer entfernten Bluff, ins dortige Aussägigenheim. Wird der arme, sterbenskranke Mensch die weite Reise aushalten, oder nicht schon auf dem Weg erliegen? Oder sollen wir ihn wieder heimschicken in seinen Kraal? Dann ist er verlassen, hintangezettelt und von jedermann gemieden, wie zuvor. Kann man dies einem Menschen antun, der nur noch eine kurze Lebensfrist vor sich hat? Noch mehr: soll er dort sterben als H e i d e , ohne etwas von Gott und dem Himmel gehört zu haben? Nein, das geht auf keinen Fall. Dann muß er also hier bleiben. Allein dürfen wir ihn behalten? Das Gesetz verbietet es. Verbietet es nicht auch die Rücksicht auf unsere Mission? Sobald es bekannt wird, daß ein Aussägiger auf der Station weilt, werden so und so viele unserer Schulkinder entlaufen, bei anderen werden die Eltern kommen, und sie mit Gewalt wegnehmen.

Der letzte Punkt war ausschlaggebend. Das Endurteil lautete: Dingindawo kann in seiner Hütte, von allen übrigen Schwarzen streng abgeschlossen, eine Weile dableiben, bis er nämlich im christlichen Glauben hinreichend unterrichtet und getauft ist, dann aber muß er wieder zurück in den heimatlichen Kraal.

Gut, der arme Aussägige soll unterrichtet werden, doch wer fühlt den Mut und die Kraft in sich, dies zu tun? Denn es heißt da, so und solange neben einer lebendigen Leiche sitzen! — Soll es der P. S u p e r i o r tun? Unmöglich, er ist mit tausend anderen Arbeiten überhäuft. Soll's eine S c h w e r t e r tun. Es fände hier höchstens eine Lehrerin in Frage; doch wenn das die Schulkinder erfahren! Dann ist es aus! — So ist denn niemand da, der diesem armen, unglücklichen Menschenkind die Hauptwahrheiten unserer hl. Religion beibringt, damit es durch die hl. Taufe zum Kinde Gottes werde? Soll man den Ärmsten wirklich an Leib und Seele verderben lassen? Nein, und zehnmal nein!

Wer hilft ihm? Ein Priester, P. Thomas, der seeleneifrige Missionär, will sich persönlich seiner annehmen, er, der ihn zuerst vor seiner Hütte liegend gefunden und somit den ersten Anstoß dazu gegeben hatte, daß er überhaupt hierher kam. Er wollte mit dem Unterricht jogleich am nächsten Tag kurz nach Tisch beginnen, denn in der Frühe und während des Vormittags war er zu sehr durch Rätechen und sonstige Missionsarbeiten in Anspruch genommen. Furcht vor Ansteckung kannte er nicht, und den Ekel hoffte er leicht überwinden zu können.

Er geht also entschlossen in die kleine Strohhütte, nimmt neben dem armen Dingindawo Platz und beginnt den Unterricht. Es ist kurz nach Mittag, die afrikanische Sonne brennt glühendheiß vom Himmel, und von dem aussägigen Kranken geht ein Geruch aus wie aus einem